

Gärten meines Lebens

1973: Mannas Garten in Neumünster

Da war zunächst der Garten meiner Großmutter Manna in Neumünster, ein Paradies in der Kindheit. Ein Riesengarten, schlank, mit vielen lauschigen Ecken. Direkt am Haus waren Blumenbeete; es schloss sich eine lange Rasenfläche mit Vogeltränke an, dann kamen ein kleines, uriges Fichtenwäldchen und eine schrägstehende Laube. Dahinter lag ein riesiger Gemüsegarten, der am Ende mit einem hohen Knick endete. Er war durchsetzt von Johannisbeerbüschen und Kirschbäumen, die wir Enkelkinder gerne leerräuberten. Jenseits des Grundstücks war ein Fußballfeld, von dem am Wochenende manchmal für Kinder merkwürdige Schreie zu hören waren. An den Garten habe ich sehr frühe Erinnerungen: Mit ca. zweieinhalb Jahren war ich etwa eine Woche bei Manna und Ilse, meiner Großmutter und ihrer ältesten Tochter, untergebracht, weil meine Eltern Urlaub in den Alpen machten. Das war nach meiner Erinnerung eine sehr entspannte Woche, ich hatte kein Heimweh oder sonstiges Unwohlsein. Aber dann kamen sie wieder, meine Eltern: Wir waren gerade im hinteren Teil des Gartens, um irgendetwas zu ernten, da sagte Manna: „Guck mal, Swantje, wer da hinten kommt!“ Und tatsächlich, ganz weit weg, klitzeklein am Haus, kamen zwei Gestalten. Ich sah vor allem eine: meine Mutter, und rannte wie ein geölter Blitz den Gartenweg hinunter in ihre Arme. Mir lief das Herz über vor Wiedersehensfreude! Plötzlich merkte ich, wie ich sie vermisst hatte und wie sie meine Liebste war. Mein Vater war auch wieder da, ja. Das war eher unwichtig. Der war in dem Moment für mich nur Beiwerk. Dieses Bild der Wiedersehensfreude ist für mich tief mit dem Garten meiner Großmutter verbunden.

1976: Käthes Garten in Rönne

Eine alte Bekannte meiner Eltern, Omas Freundin Käthe, besaß einen riesigen Garten in Rönne bei Kiel. Auch dort war ich als Kind oft, durfte dann bei ihr übernachten und genoss dort einen Einzelkindstatus, den ich zu Hause nicht mehr besaß. Käthe spielte mit mir, sie las mir im Wechsel ihre zwei Bilderbücher vor, die sie hatte, ich durfte Tritop-Aprikosensaft trinken bis zum Umfallen. Im Garten lief ich alle ihre verschlungenen Wege zwischen den Beeten und im Steingarten auf und ab und war glücklich. Zur Pflaumenzeit pflückte ich stundenlang große gelbe Eierpflaumen direkt in den Mund. Mit meiner Schwester Astrid lief ich gerne um ihren Teich. Immer tollkühner wurden wir eines Tages, spielten Fangen immer rund um den Teich, und um Astrid endlich zu erwischen, sprang ich plötzlich einfach quer über den Teich. Leider hatte ich mich überschätzt und landete mittendrin.... Die Pumpe für ihre Fische ging dabei zu Bruch, das war mir sehr unangenehm. Von da an war das Teichlaufen vorbei. Auch Käthes Garten war trotzdem immer wieder schön für uns und ein Kinderparadies ohne Gleichen.

1975: Unser Kleingarten in Gaarden

In Gaarden, einem Vorort von Kiel, in dessen Nähe wir in meiner Kindheit wohnten, hatten wir zunächst einen Schrebergarten. An besonders tollen Tagen holte meine Mutter mich mit

dem Fahrrad vom Kindergarten ab und sagte, als sie mich auf den kleinen Sitz vorne am Lenker setzte: „Heute fahren wir direkt in den Garten!“ Schon die Radtour dorthin, ca. drei bis vier Kilometer, war ein Highlight für mich. Ich fühlte mich bei ihr quasi im Schoß geborgen, wurde leicht hin- und hergeschaukelt, hatte einen tollen Ausblick und freute mich auf das Abenteuer Garten. Dort angekommen, wurde in der Laube ein provisorisches Mittagessen gezaubert: Wir hatten in den 70er-Jahren rote Plastikschüsseln, die im Garten mittags mit Müsli gefüllt und später aber als Katzenschüsseln in unserem Haushalt ausrangiert wurden. Das alles war so aufregend und so besonders, weil es nicht alltäglich war. Meine Mutter zeigte mir im Garten alles, was eine gute Gärtnerin wissen musste: Ich durfte mit Kartoffeln legen und Wurzeln ernten und Kirschen pflücken und Erbsen naschen und einfach ganz viel hin- und herrennen. Eines Tages kam der Kleingartenoberaufseher. Ich merkte, wie die Stimmung plötzlich kippte – Kinder haben ja ein gutes Gespür für so etwas. Meine Mutter wurde innerlich ganz klein, es ging um ein Girschfeld hinter der Hecke. Ich verstand nicht, warum der Mann meine Mutter so anging und war froh, als er wieder weg war und wir unsere Ruhe hatten. Leider sollte aus dem Gartenland dann ein paar Jahre später Bauland werden. Traurig wurde das bei uns zu Hause diskutiert. Wir mussten den Garten abgeben. Heute steht auf dem Gelände eine Berufsschule.

1977 bis 2003: Unser großer Garten am Tröndelsee

Kurze Zeit später erstanden meine Eltern einen Eigentumsgarten in der Nähe unseres Reihenhauses. Sie mussten dazu mit einem älteren Herrn im benachbarten Stadtteil Gaarden verhandeln, der sich über Wochen nicht entscheiden konnte, ob und zu welchem Preis er den Garten abgeben wollte. Wir fuhren zu diesem Zwecke oft mit der ganzen Familie – wo hätten wir Kinder denn hingesollt? - zu ihm in seine nach altem Mann stinkende Wohnung und ich langweilte mich dort zu Tode. Meist kamen wir mit einer geschenkten Kristallglasschüssel aus seinem Haushalt oder etwas Ähnlichem nach Hause. Nach etlichen Wochen endlich hatten meine Eltern den Verkäufer so weit, dass er uns seinen Garten überließ. Welch Glück! Anschließend starb er recht bald.

Der Garten war nun immer noch nicht direkt am Haus, sondern ca. 500 m entfernt in einer sehr alten Gartenkolonie am Tröndelsee. Er war riesig, ca. 1.500 Quadratmeter groß (später kauften wir noch den halben Nachbargarten dazu, da war er dann noch größer), und verwildert. Die ersten Monate als Gartenbesitzer verbrachten wir jedes Wochenende dort. Meine Schwester und ich waren immer noch recht klein, vielleicht Kindergartenalter oder höchstens Grundschule. Vieles machte Spaß; vor allem meine Eltern rackerten sich ab mit der Entfernung von Kirschbaumstümpfen aus dem Rasen, dem Anstrich der Laube in Fanö-Röd, dem Umgraben von Gemüseland. Eine riesige Kompostlandschaft wurde erschaffen. Nach einigen Wochen langweilte uns Kinder die Gartenarbeit allerdings schon etwas. Wir fingen an zu murren: Müssen wir denn immer nur in den Garten? Ach, das ist doch so schön hier! Naja.... Im Laufe der Jahre wurde der Garten ein echtes Paradies: Mein Vater legte einen Teich an, er baute einen Knick, meine Mutter sammelte alte Rosen und Bauernrosen, von denen später 100 Arten mit umziehen mussten, als die beiden nach Lebrade in den Landkreis Plön zogen. Im Sommer durften auch unsere Kaninchen mit in den Garten: In einem Transportkorb auf dem Gepäckträger fuhren wir sie mit dem Fahrrad dorthin.

Da es abends in Kiel nie so lau ist wie im süddeutschen Göttingen, sondern oft der Tau vom Tröndelsee schon früh in den Garten zog, baute mein Vater dann noch einen achteckigen Pavillon, der rundum verglast war. Das war irgendwann das neue Highlight, und seitdem wurde oft noch das Abendessen mit dem Fahrrad von zu Hause geholt – was für ein Aufwand! - und dort im Pavillon eingenommen. Der Pavillon war ein Ort der Entspannung. Hier wurde auch bei Regen Zeitung gelesen – man saß geschützt, aber doch mitten im Garten. Im Herbst ging der Spleen so weit, dass ein Heizlüfter mit in den Garten geschleppt und der Pavillon so künstlich erwärmt wurde, damit man immer, immer „draußen“ sein konnte. Zuvor musste natürliche erstmal Strom verlegt werden.... Fast unsere gesamte Ernährung wurde aus diesem Garten bestritten, viele Feiern fanden in diesem Garten statt, viel Arbeit hat er wohl meinen Eltern bereitet – auch uns Kindern, wir durften uns manchmal Geld verdienen mit Unkraut jäten -, aber vor allem viel Freude und Erfüllung, vor allem meinen Eltern. Der nötige Verkauf, als die beiden dann ins Dorf Lebrade umzogen, war emotional für sie dramatisch, wurde aber überlebt.

2000 bis 2006: Kleingarten im Göttinger Wiesengrund

Mittlerweile war ich erwachsen geworden. Nach einer zweijährigen Interimsphase in NRW an der FernUni in Hagen wollte ich mit meinem späteren Mann Björn im Jahr 2000 zurück nach Göttingen gehen, wo wir studiert hatten, weil ich dort eine Stelle an der Uni in Aussicht hatte. Wir wollten erstmals zusammen in eine gemeinsame Wohnung ziehen und machten während eines Sonntagsspaziergangs Zukunftspläne: Ein Garten sollte bei dem neuen Domizil dabei sein. Oder als Schrebergarten extra angemietet werden. Das fühlte sich innerlich toll an. Wir waren ganz euphorisch. Ich kriegte Gefühle von „Sesshaftwerden“, als ich an Bodenbeackerung und Ernte-Einfahren dachte. Ein neuer Lebensabschnitt stand bevor.

Wir fanden eine Wohnung in der Südstadt Göttingens im Friedländer Weg im zweiten Stock und bewarben uns in der Kleingartenkolonie „Wiesengrund“ an der Eiswiese. Wir hatten Glück! Sehr bald durften wir den schönsten Kleingarten des Vereins, nämlich den, wo am längsten die Abendsonne schien, unser Eigen nennen. Wir wurden herzlich in die Gemeinschaft der Kleingärtner aufgenommen: Nebenan wirtschaftete eine ältere Dame, Frau Anding, von uns intern bald nur noch nur „Die Andingsche“ genannt. Sie wurde immer besonders fröhlich, wenn ihre Freundin zu Besuch kam und die beiden zusammen ein Likörchen gezwitschert hatten. Gegenüber hatte der Italiener Peppino sein Paradies, das er zusammen mit einem Kompagnon fast bewohnte. Die beiden waren eigentlich bei jedem Wetter von früh bis spät im Garten, und insbesondere Peppino war so etwas wie die „gute Seele“ des Vereins. Sie zogen alle Pflanzen in Frühbeeten vor – und man hatte das Gefühl, nicht nur für sich, sondern für viele weitere Kleingärtner. Jedenfalls bekamen wir oft noch Salatpflanzen oder vorgezogene Kürbisse von ihm geschenkt, wenn unsere Beete noch nicht ganz voll waren. Die Kleingartenzeit war in punkto Gemüseanbau eine sehr produktive. Wir hatten irgendwie Zeit ohne Ende und das Gärtnern machte sehr viel Spaß, weil der Garten so eine wunderschöne Lage nach Süden hatte und wir dort bis spät am Abend die Sonne genießen konnten. Im Sommer brachten wir mit unseren Fahrrädern manche Fuhre an Bohnen, Zucchini, Johannisbeeren oder Kartoffeln nach Hause in unsere kleine Wohnung

ohne Gefrierschrank. Einmal konnten wir im Oktober einen Gartenkürbis ernten, der 25 kg wog. Wir setzten ihn zu Hause in einen Sessel im Keller und schlachteten ihn erst im folgenden April. Da gab es Kürbissuppe ohne Ende und 45 Gläser Apfel-Kürbis-Marmelade. Einmal haute ich zu viel Kurkuma in die Suppe – und das zu einer Zeit, als ich mit unserem Sohn schwanger und mir sowieso ständig schlecht war. Daraufhin konnte ich zwei Jahre keinen Kürbis mehr sehen – und die werden ja im Herbst fast überall als Deko benutzt, da konnte ich eine Zeitlang dann gar nicht hingucken, ohne dass mir schlecht wurde.

Im Kleingarten fanden wir immer auch Entspannung. Als unser Sohn geboren wurde, schafften wir dort – zunächst zum Zwecke des Stillens – unsere ersten Holzgartenstühle mit langer Lehne an. Darin stillte und las es sich hervorragend. Eines Abends saß ich wieder einmal in einem dieser Stühle und las ein spannendes Buch. Es war warm, so dass ich meine Strümpfe ausgezogen und sie achtlos auf den Rasen geworfen hatte. Als es nach einer Weile kälter wurde und ich sie wieder anziehen wollte, fand ich nur noch einen. Bei genauerem Hinsehen sah ich dann auch den zweiten wieder: Er bewegte sich gerade in ein Loch unter die Holzkante der Sandkiste hinein. Ich zog daran und merkte, dass an seinem anderen Ende eine Maus zerrte, die wohl ihr Nest damit auspolstern wollte. Den Strumpf zog ich dann noch einige Wochen mit Loch an und musste jedes Mal an die kleine Maus aus dem Wiesengrund denken.

Wie in einer Satireshow fühlten wir uns eines Tages, als im KGV Wiesengrund das „Große Sommerfest“ stattfand. Peppino hatte uns mehrmals eingeladen, dort am Samstagnachmittag doch auch mal zu erscheinen. Es duftete gut nach Bratwurst, die uns auf den Gemeinschaftsplatz lockte. Wir setzten uns an die Bierzeltgarnitur zur Andingschen und zu Peppino. Eine Liveband spielte alte deutsche Schlagermusik. Es juckte mir in den Beinen, nach langer Zeit der Abstinenz durch Schwangerschaft und Muttersein mal wieder zu tanzen. Mit Björn ist das jedes Mal ein Hochgenuss. Seit ich ihn kenne, mag ich mit niemand anders mehr tanzen. Wir setzten unseren 1-Jährigen Sohn auf Peppinos Schoß und schwangen im Laubenunterstand unser Tanzbein bei buntem Diskolicht und scheußlicher Musik. Aber so war das Gartenfest, bei dem wir den Altersdurchschnitt mindestens um 40 Jahre senkten, sehr gut auszuhalten.

2006 bis heute: Rodetaler Holzwirtschaft und Apfelernte

Die Stadtwohnung im 2. Stock war hervorragend für uns als junges Pärchen ohne Kinder. Die Stadt mit ihren Kultureinrichtungen und Einkaufsmöglichkeiten war fußläufig erreichbar und ergänzend dazu hatten wir ja unseren Kleingarten. Aber mit Kindern war das auf die Dauer nichts: Sie brauchen direkten Auslauf am Haus. So suchten wir mehrere Jahre eine neue Behausung mit Garten – und fanden schließlich ein Grundstück mit 3.500 qm im Rodetal, Flecken Bovenden am Nordhang, quasi in Alleinlage etwas außerhalb des Dorfes Reyershausen, aber immerhin als Doppelhaus, so dass es wenigstens ein paar Nachbarn gibt. Dieser Garten ist nun sehr speziell. Er ist so groß, dass ich mit meinen Tätigkeiten darin nie weiß, womit ich anfangen soll. So Vieles guckt mich an, schreit mich manchmal an, möchte gemacht, erledigt, beackert werden. Genauso geht es mir jetzt beim Schreiben – womit

anfangen? Ich versuche zunächst, das Grundstück zu beschreiben. Es liegt an einer Bundesstraße und besteht aus mehreren terrassenförmigen Ebenen.

Da ist zunächst der „Vorgarten“, der ca. 2/3 der Fläche einnimmt und vor allem aus Hang besteht. Zwei alte Apfelbäume befinden sich auf dieser Wiese, die wir um einige junge Apfelbäume, eine Kirsche, eine Quitte, eine Pflaume, eine Mirabelle und eine Birne ergänzt haben. Außerdem gibt es dort ein kleines Plateau, das im Laufe der Jahre in verschiedener Intensität und Pflege als Gemüseland genutzt wurde und wird. Dieses Jahr sind Kartoffeln gelegt. Am Rand haben wir 14 Johannisbeerbüsche gesetzt, die uns immer reichlich Ernte bescheren. Mittlerweile auch mit Gefrierschrank ausgestattet, haben wir jetzt im Mai noch jede Menge Beeren vom letzten Jahr, die gut ins Müsli oder zum Eis passen. Auch ein Himbeerbeet befindet sich im Vorgarten, zwei Blaubeerbüsche und ein kleines Wäldchen aus Ahorn- und wilden Kirschsösslingen.

Als wir 2006 einzogen, wurde die Sicht auf die Bundesstraße, an der wir wohnen, durch über 60 ca. 20 Meter hohe Fichten versperrt. Genauso wurde uns dadurch des Abends allerdings auch die Sicht auf das sonnenbeschene Rodetal und den Laubwald auf der gegenüberliegenden Talseite versperrt. Die Obstwiese war damals noch Brennessel- und Brombeerwiese mit mannshohen Pflanzen und eigentlich ohne jedes Durchkommen. Mehr dazu weiter unten.

An den „Vorgarten“ schließt sich die Ebene mit einem großen gepflasterten Hof an. Hier steht das Haus, unten aus Stein, oben aus Fachwerk, über mehrere Etagen an den Hang gebaut. Am Ende des Hofes steht ein großer Car-Port für zwei Autos, dessen Wände uns als Fächer für Anmachholz und für diverse Geräte oder Planen dienen. Hinter dem Carport ist ein großer Komposthaufen. Auf dem Hof können die Autos (z. B. auch von der Post oder andere Lieferwagen) wenden, aber oft ist der Radius eingeschränkt durch gestapeltes oder zwischengelagertes Holz, das dort liegt. Über ein Mäuerchen, das den untenliegenden Hang vom Hof trennt, wachsen Rosen, die wir im Laufe der Jahre dort gesetzt haben, nachdem wir zahlreiche ellenlange Thujas von dort entfernt haben. Auf dem Hof haben wir seit kurzem auch einen kleinen Sitzplatz etabliert, der in einer Kurve mit Blick übers Tal direkt an den im Sommer blühenden Rosenbüschen zum Espresso trinken einlädt.

Ein in Stein gemauerter Treppenaufgang führt hoch zum Hauseingang, vorbei an vier mannshohen Buchsbaumbüschen, die das ganze Jahr über grün sind und aber auch ca. zweimal im Jahr geschnitten werden müssen. Hier beginnt die Ebene der Terrasse, des hauptsächlichlichen Aufenthalts bei Mahlzeiten oder Erholung. Sie ist hinterm Haus mit Natursteinen hübsch gepflastert, und von unseren Vorgängern übernommen haben wir die Ausschüttung mit weißen Kieselsteinen in anderen Ecken. Letzteres ist eher gar nicht unser Stil, aber bisher haben wir es noch nicht geschafft, das zu ändern. Jedes Steinchen aufzupicken, wäre sehr mühsam. An den Rändern der Terrasse befinden sich Beete: Am Haus wachsen Rosen, Lavendel, Tulpen, Perlhyazinthen usw. Nach ca. fünf Metern Ausdehnung der Terrasse beginnt der nächste Hang nach oben, der wiederum durch ein kleines Mäuerchen abgetrennt ist. Und direkt an dieser Mauer befindet sich wieder eine überschaubare Beetfläche mit Rosen, Stockrosen, Hyazinthen, Narzissen, Fetthenne und auch den wichtigsten Küchenkräutern wie Zitronenmelisse, Schnittlauch und Pfefferminze. Außerdem stehen dort und zum Teil noch etwas ansteigend am Hang noch einzelne

Johannisbeerbüsche. Die Terrasse ist nach Süden ausgerichtet und es scheint dort die meiste Sonne, so dass wir hier auch im Sommer meist unsere Tomaten in Töpfen stehen haben. In einer dicken alten Tonne sammeln wir das Regenwasser, das vom Dach kommt, und haben so auch meist genug Gießwasser.

Von dieser angenehm ebenen Fläche, quasi der Hauptetage, geht ein Wandelgang über eine unregelmäßige Steintreppe weiter den Hang nach oben. An alten Eiben, Wacholderbüschen, Rhododendren und einem Lebensbaum vorbei und teilweise unterdurch, gelangt man zu einer weiteren ebenen Etage und einem kleinen Wäldchen. Hier steht am Ende des Grundstücks ein alter Hühnerstall mit angebautem Schuppen, der voller Gerümpel (alte Holzvorräte, uralte Gartenpforten aus Metall, jede Menge alter Blumentöpfe, zum Teil noch brauchbar usw.), aber zum Teil auch voller Geräte liegt (Wasserschlauch, Feuerdüse, Tomatenstangen etc.).

Und wenn man der Treppe in die andere Richtung folgt, kommt man nach ganz oben, auf die höchste Terrasse, wo Vorbesitzer wohl man einen Swimmingpool hatten – davon ist aber nichts mehr übrig. Stattdessen stehen dort heute ein Schafstall und eine Schaukel, die wir für unsere Kinder aufgebaut haben. Das neueste Projekt unseres 18-jährigen Sohnes ist dort zurzeit der Bau einer Reckstange – „mann“ muss ja was für seine Muckis tun! Also wurden zwei Lärchenstämme aus dem Wald geholt, die jetzt einbetoniert werden müssen, und eine Reckstange bestellt. Die meiste Zeit beweiden dort heute allerdings die Schafe die Fläche. Sie sind immer im Wechsel im „Vor- und im Hintergarten“, den Wechsel gestalten wir durch dem manchmal mühsamen „Almauftrieb“ und „Almabtrieb“.

Im Vorgarten war eines unserer ersten Pionierprojekte, die Wiese regelmäßig zu mähen und die Fichten zu fällen. Das Projekt zog sich inklusive Aufarbeitung der Fichten ca. 10 Jahre hin. Björn entwickelte den Ehrgeiz, diese Fichten selbst abzusägen. Er kletterte dazu in die Fichten hinein, sicherte sich am Stamm mit einem Gurt und entastete die Fichtenstämme, während er systematisch von oben nach unten kletterte, mit seiner japanischen Handsäge. Ganz oben in der Fichte befestigte er dabei jeweils ein Seil, das nach der Entastung, als also nur noch der nackte Stamm dastand, zum Ziehen fungieren sollte. Die Fichten wurden zum Schluss nämlich unten mit der Motorsäge abgesägt – frickelig war dabei allerdings, dass die Bäume direkt an der Bundesstraße standen: Sie durften definitiv nur auf die Seite zum Haus hin fallen, nicht auf die Straße! Deshalb musste immer die ganze Familie beim Fällen dabei sein: Muttern und die beiden kleinen Kinder mussten das Seil halten und die Fichten in Richtung Hang von der Straße wegziehen. Das klappte einige Male ganz gut, und wir fühlten uns bald routiniert „in der Sache Baumfällung“. Bei einem besonders dicken Baum, der auch noch schief in Richtung Straße gewachsen war, hatten wir Bedenken, ob wir ihn tatsächlich würden halten können. Da hatte Björn die geniale Idee, das Seil bis nach oben zum Hof am Haus zu führen, wo wir es um das Dach unseres alten Golf II banden. Nun lief das Procedere also folgendermaßen ab: Björn hockte unten an der Straße mit der Motorsäge, sägte die Fichten halb ab, und brüllte zu gegebener Zeit: „Fällschnitt!!“ Die Kinder, auf halber Strecke zwischen Baum und mir stehend, zogen in meine Richtung und ich gab in dieselbe Richtung Gas mit dem Auto. Diese Methode etablierten wir, und so schafften wir es tatsächlich nach und nach, alle Bäume sicher (?) in die richtige Richtung zu bugsieren. Das dicke Stammholz hat Björn in 50 cm-Stücke zerkleinert und es wurde dann von uns in der extra zu diesem

Zweck angeschafften Holzzentralheizung im Keller verbrannt. Das dünnere Zweigholz wurde in mühevoller, aber auch meditativer Kleinarbeit mit der Ast- und der Rosenschere bis zur Daumendicke von mir zerkleinert, im Carport aufgestapelt und schließlich als Anmachholz genutzt. Wir hatten deshalb ca. zehn Jahre an verschiedenen Stellen im Vorgarten immer wieder große Haufen von Fichtenholz, in denen sich die Kinder damals Höhlen bauten, in die Wespen und Zaunkönige ihre Nester hineinsetzten, die wir bestaunten, und unter denen Blindschleichen und Igel sich tummelten. Für den letzten Rest der Zweige wurden verschiedene Schredder aus mehreren Bundesländern angeschafft, deren Auswurf an Holzspäne dann auf den steilen Wegen nach unten als Befestigung verteilt wurde. Das Herstellen von Anmachholz hat auch unsere Kinder, zumindest unseren Sohn, sehr geprägt: Als wir einmal – die Kinder waren im Grundschulalter – das Buch von Astrid Lindgren über Michel aus Lönnerberga vorlasen, in dem er aus Holz kleine Männchens schnitzt, sagte Hannes ganz entsetzt: „Wenn er so viel schnitzt, haben die ja gar kein Anmachholz mehr!“

Also, die Holzernte und -verarbeitung machen einen Großteil unserer Gartenarbeit aus. Im letzten November wurde eine ca. 60-jährige alte Eiche gefällt hinter unserem Haus gefällt, weil sie drohte, aufs Haus zu fallen. Mit der Zerkleinerung und dem Runtertragen des Holzes sind wir jetzt im Juni noch beschäftigt.... Auch hier hat Hannes wieder einen großen Anteil: Er hat mit der Motorsäge unseres Bekannten Sven, die das 1-m-Schwert hat, den Großteil des dicken Stammes zersägt – unsere eigene Säge ist eine normale mit 50cm-Schwert. Und als er sah, wie ich mühsam immer so zehn Stangen Anmachholz die Steintreppe über die vier Ebenen runtertrug, sagte er nur, mittlerweile 18 Jahre alt: „Mama, das ist ineffektiv. Wir machen das so:“ Und er schleuderte mit Schwung die Holzstangen den vielleicht 30 m hohen Abhang über die Bäume und die verschiedenen Ebenen auf den Hof. Das war mal effektiv!

Für all die verschiedenen Arbeiten hier haben wir mittlerweile – zusammen mit den Nachbarn, das ergänzt sich wunderbar und wir leihen uns alles gegenseitig aus – einen riesigen Gerätepark: Das geht von den verschiedenen Schreddern über Motorsägen, Kreissägen, Schleifmaschinen, Bohrständen bis hin zu Laubpuster, Motorsense, Schneefräse, diversen Kärchern, Holzspalter (erst hieß er Björn, jetzt heißt er Bosch) und Einachser. Ich verziehe mich immer, wenn ich so ein „Gerät“ höre, aber die Jungs und Männers sind damit glücklich. Und immerhin, die Motorsense bediene ich auch ganz gerne, wenn die Wiese mal wieder zu hoch ist und kein anderer Zeit zum Sensen hat.

Besonders schön sind natürlich immer die Erntezeiten. Die Johannis- und Himbeeren pflücke ich meist; sie kommen direkt ins Morgenmüsli, auf einen Kuchen oder ich friere sie ein. Unterschiedlich ist die Apfelernte: In den letzten beiden Jahren hatte der Frost im Mai noch mal in die Apfelblüte gefasst, so dass wir fast keine Äpfel ernten konnten. Aber davor hatten wir viele Jahre, in denen es zentnerweise Äpfel gab, die wir dann auch zum Mosten nach Gieboldehausen brachten oder die ich auf einer Apfeldörrmaschine trocknete. Dann ist das ganze Haus erfüllt von Apfelduft, herrlich.

Die ersten Jahre im Rodetal waren geprägt von Aufbruchsstimmung, Euphorie und Schaffensdrang. Wir rackerten wahnsinnig viel und das mit zwei kleinen Kindern, die auch unsere volle Kraft und Aufmerksamkeit beanspruchten. Die natürlich auf ihre Art auch gerne „halfen“, aber dann ging es immer jeweils zwei Schritte vor und einen zurück.

Es schloss sich für mich eine Phase an, in der mir das alles zu viel wurde. Der Arzt diagnostizierte ein „beginnendes Burn-Out“, und meine Konsequenz war, dass ich mich mit meinem Tun auf die Ecken des Grundstückes beschränkte, die unmittelbar am Haus angesiedelt sind: Das ist die Terrasse hinterm Haus, wo man ab und zu mal Unkraut rupfen oder Tomaten begießen kann, und das ist der riesige Balkon auf der Vorderseite des Hauses, der von der Küche zugänglich und im Sommer eigentlich unser erweitertes Wohnzimmer ist. Wir haben ihn mit Hilfe meiner Eltern nach dem Einzug mit Holzbohlen restauriert, und da blühen im Sommer immer die schönsten Balkonblumen nach Farben sortiert. Hier stehen verschiedene Bank-Tisch-Ensembles und größere Lehnstühle, die sich hervorragend für das tägliche Mittagsnickerchen eignen, was ich mittlerweile auch gut kultiviert habe. Hier nehmen wir im Sommer fast alle Mahlzeiten ein, wenn das Wetter es zulässt, und dabei gucken wir ins Rodetal und sehen Bussarde, den Rotmilan, Fischreiher und sogar ab und zu den Schwarzstorch, der in der Nähe von uns sein Nest hat.

Weil das Grundstück so nah am Wald liegt, haben wir auch viele besondere Erlebnisse mit Tieren. Abends fliegen Fledermäuse über unsere Köpfe, diverse Eichhörnchen haben ihre Nester bei uns und bei den Nachbarn, Waschbären leben im Carport und haben teilweise Namen bekommen, Wildschweine und Füchse rennen schon mal quer über die obere Weide, Igel knistern abends durch die Büsche usw. usw. Dazu lohnt es sich, eigene Geschichten zu schreiben....

Ja, ein wichtiger Lerneffekt war hier für mich, „Fünfe gerade sein zu lassen“ und nicht zu perfektionistisch an den Garten heranzugehen. Was nicht ist, ist nicht. Sehr motivierend für die Gartenarbeit sind auch immer die Nachbarn, die im Doppelhaus nebenan wohnen. Wenn die anfangen zu mähen, zu sensen, zu krauten oder was auch immer, fällt es uns doppelt so leicht, auch anzufangen. Sofort ist die Motivation da! Ein kesses Wort gibt das andere, und anschließend wird zusammen Kaffee getrunken. So ist das schön, richtig nett und macht Spaß! Der Winter ist meist recht trostlos, was den Kontakt zu den Nachbarn angeht. Im Sommer hingegen leben wir fast wie in einem gemeinsamen Haushalt. Zurzeit läuft gerade die „Rharbarberkuchen-Challenge“ zwischen mir und meiner Nachbarin: Alle zwei Tage backt wieder einer eine neue Sorte Kuchen. Lecker und motivierend! Manchmal greifen wir dann, ganz nach Vorbild der Andingschen aus dem Kleingarten, auch nach dem Kaffee schon zum Likörchen...

Swantje